

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 12

Artikel: Die Heilige Haarnadel [Fortsetzung]
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

den 18. März

Frühlingsnacht.

Don Georg Herwegh.

So selge Stille traf ich nie!
Kaum lispelst in den Zweigen,
Als hätten ein Geheimnis sie
Den Menschen zu verschweigen.

Kaum plätschert noch die Welle fort,
Kaum knospets in den Hecken,
Als gälte es, die Sterne dort
Am Himmel nicht zu wecken.

Die guten Geister senken sich
Auf ihren Strahlen nieder
Und bringen, die bei Tag entwich,
Die Ruh den Träumen wieder.

Mein Schifflein treibt im Sturm allein,
Und niemand will es retten;

So müd dies Haupt, es schläft nicht ein —
Ich muß ihm tiefer betten.

Die heilige Haarnadel.

Eine Kriegsnovelle von Alfred Fankhauser.

2.

Maibach sann

Maibach wandelt über einen sommergrünen Hügel. Ein weißer Fußweg duckt sich wie eine Schlange ins Gras, hüpfet über einen bebüschten Abhang und verschwindet im Wald. Der Wald ragt mit schlanken Tannen empor. Ueber den Wipfeln schwebt heller Mädchengesang. Maibach schreitet den Pfad entlang, bis an die bebüschte Welle. Da taucht ein blonder Mädchenkopf aus den Büschen, eine schlanke Gestalt fliegt herab und an ihm vorüber wie ein Reh, den Pfad zurück bis an die Linde. Er folgt. Sie bricht einen Lindenzweig und spricht: „Hut ab, Herr Maibach!“ Er gehorcht. Sie formt den Zweig zum Kranz und legt ihn auf sein Glanzhaar. „So gefallen Sie mir!“ Sie hüpfet um ihn und betrachtet ihn von allen Seiten, rückt den Kranz zurecht und singt dabei:

Mit Kränzen und mit Bändern

Wir schmücken Dir Dein schönes Haupt

Zierlich, leis und innig. Maibach lacht. „Nun müssen Sie auch gekrönt sein, Fräulein Ida!“ Sie guckt neugierig. Er löst die blau seidene Krawatte und legt sie auf das lichte Haar, die Schleife über dem linken Auge ziehend. Sie schüttelt Locken und Schleife und läuft in die Wiese hinein, wo die weißen Margriten blühen, pflückt einen Strauß davon, steckt eine unter das blaue Diadem und kommt zurück. Schlank und biegsam ist ihre Gestalt, wie eine Pappel im Winde, wie ein schönes, windumwehtes Licht. Sie lächelt: „Ist das schön?“ Er läßt sich auf der

Bank unter der Linde nieder. Sie auch, aber am andern Ende. Sie plaudert lieb und gütig wie ein Kind, aber klug wie eine Vielerfahrene. Die Stimme klingt bald wie Fastnachtsmusik, bald wie ernsthaftes Glockenläuten. Weiße Hände halten den Margritenstrauß fest und ruhig über den Knien; das weiße Kleid fällt wie kostbare Teppiche über die zarten Glieder nach den Füßen ab. Er sieht wie weiß ihre Haut, wie zart ihre Wangen, wie blau die Bergmeinnichtaugen sind und empfindet ein süßes Glück in ihrem Anschauen. Seltsam, wie seine Wildheit und Unerfahrenheit so sanft und genügsam werden in ihrer Gegenwart! Wie der schöne Leib ihn erfreut und besser macht. Er war ein wilder Geselle bis dahin, ein Verächter der Frauen und vieler Frauen Leid. Keine fesselte ihn. Jede begehrte ihn — nun, es durfte ihn keine anlagen. Keine rühmte sich seiner Schwäche — bis Ida kam. Ida Verchenbühl, die Pfarrerstochter, die da neben ihm sitzt und plaudert. Je mehr sie plaudert, um so mehr schweigt er. Lächerlich! Er wird befangen wie ein Kind. Und lacht über seine Befangenheit. Sie sieht es und fragt auf einmal:

„Was schauen Sie mich so seltsam an?“

Er antwortete nicht.

Sie schaudert zusammen; seine Blicke haben sie mit Sturm und Glut erfüllt. Und sie sieht geduckt wie ein scheues Vögelein, er aber bleibt an seine Ecke gebannt wie ein Berhexter.

„Spazieren wir,“ ruft sie auf einmal und springt auf. Er zugleich. Sie bleiben steh'n und seh'n sich in die Augen.

Da fährt eine fremde Gewalt in ihn. Er weiß nicht, was er tut; ihn zwingt die fremde Gewalt, Idas Hände zu fassen, an sich zu reißen und die Gestalt zu umschlingen. Ein Wort, wie aus der Ferne, weckt ihn aus dem Taumel. „Lassen Sie mich!“ Es klingt wie Bitte und Befehl. Er schaut auf. Sie steht vor ihm, zitternd, aber mit tapfern Augen.

„Herr Maibach, lassen Sie mich los, ich bitte. Ich bin ein dummes Ding und Sie der böse Maibach. Das darf nicht zusammenkommen.“

„So, meinen Sie, Fräulein Ida?“ Er spricht es mit aller Qual des Verschmähten! „Meinen Sie, Fräulein! Ich will Ihnen etwas sagen. Der wilde Maibach, der aller Frauen lacht, liebt Sie, und bei Gott, Sie lieben ihn und sollen nicht lügen, so wahr Sie Pfarrerstochter sind!“ Er langt nach ihrer Hand. Sie beschwört ihn.

„Herr Maibach, sei alles wie es sei. Ich hasse Sie auch und will Sie nicht lieben!“

„Aber Du mußt,“ schreit er und umschlingt sie wie ein Feuerbrand.

Sie läßt es geschehen wie ein Leichnam und bleibt so kühl wie ein ungeheizter Ofen.

Er gibt sie frei und zürnt: „Weiber! Was seid ihr? Kühle Kofetten oder verliebte Gänse!“

Jetzt lodert Zorn in ihren Augen: „Nehmen Sie den Schimpf zurück, Herr Maibach! Schämen Sie sich!“

Er steift sich: „Nein! Ich lüge nicht! So lang wir klug und vernünftig bleiben, schmachten sie wie Bettler nach Suppe. Werden wir einmal toll, so sind sie plötzlich klug und kühl. Schämen Sie sich, Fräulein! Wozu kommen Sie mit mir spazieren, wenn Sie Komödie spielen wollen? Sie Heuchlerin!“

Jetzt geht ein kühler Schimmer über ihre Stirn und die Zähne zeigen sich wie ein Schneegebirg, wenn der Himmel hell wird.

„Herr Maibach, Sie heucheln nicht. Sie zeigen Ihre Gefinnung. Sie verachten die Frauen. Ich wußte es nicht. Sie hätten mich sonst vergeblich eingeladen. Gut, ich kann ohne Sie heimgen!“

Jetzt fährt ein wildes Weh in ihn. „Fräulein,“ bittet er, „Sie müssen mich hören, ehe Sie urteilen. Sehen Sie sich!“

Sie gehorcht und befiehlt: „So, nun reden Sie vernünftiger. Fahren Sie fort; ich höre!“

Er redet wie noch nie. „O Fräulein, freilich bin ich der wilde Maibach, der noch keine Frau geliebt hat; seit ich aber Sie sah, bin ich ein anderer. Sie zwingen mich, besser, sanfter, gerechter zu sein. Sie lehren mich Achtung vor den Frauen. Aber das sage ich Ihnen, wenn Sie mich nicht lieben, so werde ich lachen; denn Sie lieben mich doch und strafen sich selber, wenn Sie lügen. Und mich können Sie quälen, wenn es Ihrer Grausamkeit Vergnügen macht. Ei — ich kenne Sie gar nicht wieder — Sie liebes, gütiges Mädchen! Wer suchte den Trohkopf in der Grazie!“

Ida schüttelt den Kopf. Sie gleicht einer Sybille mit ihrem Lachen, das dem Weinen verzweifelt nahe steht.

„Herr Maibach, entgegnet sie, „ich meinte, Sie wollten etwas Andres sagen.“

„O, noch viel, Fräulein! Wenn ich nur reden könnte! Wenn ich herausbrächte, was da innen würgt und schmerzt und wogt wie ein Strom! Ach, wenn es laut wird, so wird es klozig statt glatt und schön. Dann nemt man mich Barbar. Aber ich will doch nicht schwätzen! Sehn Sie mir in die Augen, Fräulein. Ich will Ihnen sagen, was ich denke. Der wilde Maibach, der böse Geometer, kam ins Pfarrhaus zur Kost, weil der Pfarrer ein vernünftiger Mann ist und allenfalls einen Fluch verträgt. Aber niemals kam er ins Pfarrhaus um der lieblichen Tochter willen. Im Pfarrhaus aber ward Maibach so zahm wie ein gutartiger Hund, der Pfarrer hatte ihn gern und, wie es schien, auch seine Tochter Ida. Wenigstens versprach sie ihm einen Spaziergang. Und war lieb und anmutig und freundlich mit ihm, so daß jedermann glauben mußte, sie sei ihm gut. Nun aber, wie sie es bekennen soll, wird sie zaghaft und flieht.“

„Fräulein!“ Er faßt ihre Hand. Sie wehrt ihm nicht. Er schaut in ihre Augen. Sie blickt düster zur Erde.

„O, Herr Maibach, Sie sind ein harter Mensch! Ein wilder, brutaler Mensch!“

„Nein, Ida, das bin ich nicht! Sehn Sie mich an. Meine Schutzmaske sind Wildheit und Härte. So schuf mich die Natur. Mein Inneres ist anders, ganz anders! Ist oft schwach und zaghaft, tut Fehl über Fehl, trägt an seiner Weichheit und an den Wunden, die die Welt ihm schlägt. Und dies Innere ist Dein, will Dein sein, wenn Du es willst. Sieh, ich bin kein Tugendmuster! Ich habe viel gezecht und verbummelt und manch böses Wort gesprochen; aber ich bin kein Schuft und kein Feigling. Ida, glaubst Du an das Bessere, Feinere in mir?“

„Ja!“ Sie spricht es laut und tapfer.

„Ida,“ fährt er fort: „Warum bist Du mit mir spazieren gegangen?“

„Weil ich Dich liebe!“ Sie redet herb und schwer atmend.

Er fragt mit unterdrücktem Staunen: „Warum tust Du denn so?“

Sie schüttelt den Kopf und spricht verweisend: „Du wolltest mir Gewalt antun. Du liebst mich, ohne mich zu achten. Du bist ein Barbar!“

Er beugt sich und küßt sie auf die Stirn. „Ist das auch Gewalttat, Ida?“ Sie antwortet nicht. Er führt ihre Hand an seine Lippen und lacht: „Und das ist Barbarei?“ Sie lächelt. Er schlingt seinen Arm um ihren Nacken. Sie läßt es geschehen. Er beugt sich und küßt ihr Lippen und Augen. Sie schmiegt sich heftig an ihn. Doch sogleich stößt sie ihn von sich und schüttelt den Kopf. Er umschlingt sie lose. Sie bleibt ruhig, eine ganze Weile. Er zieht fester an. Sie reißt mit urplötzlichem Leidenschaft seinen Kopf an sich: „Du Lieber, Schöner, Böser!“

Er herzt sie wie toll. Die Flammen verschlingen sie. Und eine Weile sitzen sie eng verschlungen, bis Ida plötzlich zusammenschrumpft und den Kopf zurückbiegt.

„Was ist?“ fragt er.

„Ach Du, was Dummes!“

„Was Dummes denn?“

„Ach mir kam plötzlich der Spruch in den Sinn: Zu schön, um treu zu sein.“

Er läßt sie ein wenig los und fragt: „Nun, und wenn ich so wäre, mein Lieb?“

Sie zieht ihn mit Heftigkeit an sich. „O Du, ich will Dich halten, so lang ich kann!“

Er ist ergriffen von so viel Liebe. „Liebste,“ fragt er, „und zürnst Du mir denn nicht, wenn ich untreu bin?“

Sie besinnt sich eine Weile, dann spricht sie ernsthaft: „Nein, Du bist so, wie Du sein mußt. Ich will Dich halten so lang ich kann.“ Sie hebt wie ein vom Wind gerütteltes Bäumchen.

„Aber warum zürnst Du mir denn nicht?“ fragt er.

„Weil — weil Du mir so wohlgefällst. Ich glaube an Dich.“

Ihre Augen leuchten. Der wilde Maibach gelobt sich in diesem Augenblick, solche Liebe durch ebensolche Treue zu lohnen. Und der wilde Maibach schwört bei sich einen Schwur, sein ganzes Leben der schönsten Frau zu weihen und seine Taten ihr zum Denkmal aufzubauen.

Und Herrgott im Himmel und alle bösen Geister der Hölle, den Schwur hat er gebrochen. Im Straßengraben hat man den Leutnant gefunden, besoffen, wie einen gemeinen Lumpen, einfach kanonenvoll, und die Kompagnie rückte ohne ihn aus. — — Dafür wird er degradiert — und im ganzen Umkreis wird's erzählt; alle frommen Tanten nicken mit den Hohlköpfen: „Hab ich's nicht gesagt?“ Und die Neider spötteln: „Der wilde Maibach zahlt schon noch bei Wasser und Brot!“ Der alte Pfarrer wird ihm das Haus verschließen; seine Tochter verzieht nur die Mundwinkel und wirft ihn mit einer leichten Handbewegung weg — hinaus in Schande, Schmach und Verlassenheit. Ja, sie tut es, wenn sie einen Funken Ehre im Leibe hat. Erträgt er's? Hat er nicht gelernt, verlassen zu sein? Ach nein! Wohl ohne Liebe zu sein lernte Theodor Maibach. Aber nicht von der Liebsten in Schmach gestoßen zu werden.



J. Kaspar Bosshardt, Luther und die St. Galler Studenten.

Johannes Kessler, der St. Galler Chronist aus der Reformationszeit, erzählt in seiner *Sabbata*, wie er mit einem seiner Gefährten auf einer Reise von Wittenberg nach Jena im „Schwarzen Bären“ zu Jena einen Mann getroffen habe, mit dem sich die beiden über geistliche und weltliche Dinge unterhielten. Sie hätten nach dem Dr. Martinus Luther gefragt; der Wirt sagte ihnen dann, der, welcher neben ihnen sitze, sei der Luther. Sie glaubten es aber nicht, hielten den Junker vielmehr für Ulrich v. Hutten und behandelten ihn auch so. Bis sie dann in Wittenberg bei Hieronymus Schurpf ihren alten Bekannten als Luther wiederfanden. Die Szene zu Jena hat Bosshardt (1823–1887) hier dargestellt. Von Bosshardt werden die meisten unserer Leser wohl noch die andern Bilder „Hans v. Hallwil bei Murten“ und „Die mutige Bündnerin“ kennen. Das Bild befindet sich im Museum von St. Gallen.

Eine Kugel in die Schläfe wird es verhüten. Ein kurzer Schmerz! Der Kummer dauert nicht länger als der Widerhall eines Schusses. Ja, das wird gut sein, Maibach. Warum ging er damals nicht von ihr, als sie ihn bat, zu gehn? Damals war es in Ehren. Nun in Schande!

Maibach kniff die Augen zusammen, allzuschöne Bilder, die in ihm aufstiegen, zerpressend. Doch wie sie unverdrängbar dastunden, seltsam schön und seltsam wehbringend, ließ er sich gehen und träumte zu

Nacht und Mondschein über dem Lande. Maibach wartete auf einem Hügel. Irgendwo scholl ein Nachtbubenlied:

Und am Samschtig z'Nacht,
Da geit dr Bueb zum Schak,
Geit uf ds Chällerläubli
U nimmt e tüchtige Sak

Der alte Pfarrhof lag mit glühenden Fensteraugen zwischen Lärchen und Kastanien; jedes Haus im Dorfe schlief. Nur der Pfarrhof wachte. Maibach schlenderte dahin. Kam sie nicht? Um die Neume wollte sie da sein Stille. Ein Heimchen zirpte irgendwo. Ein Igel rauschte im Grase. Eine Fledermaus raschelte.

(Fortsetzung folgt.)